



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., C.: Eine Cardinalspromotion in Rom.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

mit den hiesigen Nachbarn ist angenehmer als der mit den rauhen Hinterwäldlern im Westen. Dazu kommt, daß die Nähe der großen Städte hier viele Annehmlichkeiten bietet, daß das Klima der deutschen Natur durchaus angemessen ist, und daß man überall Gelegenheit hat, den Kindern verhältnißmäßig guten Unterricht zu Theil werden zu lassen. Freilich paßt nach Neuengland nur die strebsamere Classe der deutschen Landleute, aber gerade diese könnte durch vollständige Einbürgerung der rationellen Oekonomie und ihrer sonstigen Tugenden viel aus dem Lande machen — sie könnte es in wenigen Jahrzehnten im besten Sinne des Wortes germanisiren.

Wenn man den übrigen Angloamerikanern glauben darf, so bilden die Yankees und besonders die Bostoner, dieses gebildetste Völkchen der neuen Welt, „eine gegenseitige Bewunderungsgesellschaft“, und in der That, sie pflegen ihr Licht gerade nicht unter den Scheffel zu stellen. Indes haben sie jenen andern gegenüber auch Grund dazu, und, um nur Eines noch anzuführen, wenn man in Newyork und dem Süden den Yankees nachsagt, daß sie große Geschäfte mit hölzernen Muskatnüssen und hölzernen Schinken machen, so redet das der Meid. Sie sind im Gegentheil weit ehrlicher, ihre Banken und Versicherungsanstalten unvergleichlich solider, Bankerotte unter ihnen viel seltener als unter den übrigen Gliedern der Familie Uncle Sams.

### Eine Cardinalspromotion in Rom.

In den Fasten des Jahres 1863 wurden sieben neue Cardinäle creirt. Drei derselben waren Ausländer, denen man den rothen Hut in die Heimath zuschickte; die übrigen vier waren in Rom anwesend und erhielten ihn aus der Hand des Papstes unmittelbar. Eine öffentliche Sitzung des päpstlichen Consistoriums in der Sala regia des Vaticans gestattete auch dem Fremden, in vorschriftsmäßigem Frack und weißer Binde der feierlichen Handlung beizuwohnen, und da ich jene beiden Erfordernisse besaß, so stellte ich mich ebenfalls ein. Der verhältnißmäßig kleine Raum war schon um zehn Uhr Vormittags überfüllt, um elf Uhr war die Ankunft des Papstes angesagt. Tribünen waren aufgeschlagen, für die Familie des Königs von Neapel, für die Diplomaten und ihre Frauen. Bald füllten sich auch diese, die Damen in schwarzem Kleid

und Schleier, die Botschafter und Gesandten in großer Uniform, von der bourbonischen Familie nur einige Verwandte, der unvermeidliche Graf von Trapani und ein paar dienstthuende Kammerherrn. Im Saale drängten sich Priester und Mönche mit neugierigen Engländern, Franzosen und Deutschen durcheinander, und den wachhabenden Schweizern gelang es nur mit Mühe, die schmale Bahn frei zu halten, durch die der Papst, auf der Seggiola gestatoria getragen, zu seinem Throne gelangen konnte. Die Ungeduld stieg mit der Hitze, der Schweiß tropfte den Anwesenden von der Stirn, schon wurde dann und wann einer derselben, in der Sticlucht ohnmächtig geworden, hinausgetragen. Da auf einmal klirren und rasseln Säbel und Sporen, und in blauer, goldgestickter Uniform marschiren die sechs Nobelgardisten herein, die jedesmal dem Papst unmittelbar vorausgehen, schöne, stattliche Gestalten, mit ausdrucksvollen Köpfen, denen der Römerhelm mit rollendem Hofschweif einen erhöhten kriegerischen Reiz verleiht. Die päpstliche Hausbedienung in violettem Talar folgt, und auf den Schultern von sechs riesigen in Purpurdamast gekleideten Palosfrenieren schwanft der Tragsessel herein, auf dem Pius der Neunte in einen rothseidenen goldgestickten Mantel gehüllt, die goldstoffene Mitra auf den weißen Haaren, in möglichst unbequemer Stellung den Segen links und rechts erteilt. Wen Verus und Neigung dazu treibt, fällt, soweit der Raum es gestattet, auf die Kniee. Die Priester, die dazu von Amtswegen verpflichtet sind, spielen eine gar sonderbare Figur, wenn sie auf die Erde sinken und zu gleicher Zeit ein Kneipglas oder einen Operngucker vor das Auge halten, um in menschlicher Neugier die Gestalt des heiligen Vaters recht in Augenschein nehmen zu können. Pius der Neunte ist noch immer ein schöner, stattlicher Herr, wenn ihm auch bei seiner Corpulenz und seinen geschwollenen Füßen das Gehen beschwerlich fällt. Noch glühn die großen braunen Augen, denen sogar die Macht des bösen Blickes zugeschrieben wird, in jugendlichem Feuer, und der Zug von Ironie, der stets um die feinen Lippen schwebt, wenn er in diesem unnatürlichen Pompe einherzieht, steht seinem Gesicht gar gut. Die Ceremonie ist kurz: die neureirten Cardinäle, (die vorher den Eid geleistet, wobei Cardinal Bertini verdächtige Indifferenz gegen das weltliche Besitzthum des Papstes an den Tag gelegt hat und nur mit Mühe von seinen Passagianischen Ideen zurückgebracht worden ist) empfangen den rothen Hut knieend aus den Händen Sr. Heiligkeit; dann den Segen, worauf der Papst wieder auf die Schultern der Träger gehoben und hinausgetragen wird. Die Menge aber eilt in wildem Gedränge in die anliegende sixtinische Kapelle, um das Tedeum zu hören und die Begrüßung der Promovirten von Seiten des Collegiums zu sehn.

Die päpstliche Kapelle singt diesmal nicht, wie gewöhnlich, vom Orchester aus, sondern tritt singend von der Sala regia ein, voran Herr Mustafa, ein Geschenk des Sultans an den heiligen Vater, der einzige, der noch nachweis-

bar ein Opfer jener schmachvollen Verstümmelung ist, durch welche die siztinische Kapelle lange Zeit gebrandmarkt war; die übrigen Sängler folgen, theils Knaben, theils reife Männer, die mit rauber Bassstimme und thierischer Ausdruckslosigkeit die Noten abbrüllen, wie man denn in Bezug auf die päpstliche Kapelle überhaupt manche Täuschung erlebt. Hinter den Sänglern kommen die Cardinäle und lassen sich auf ihren Platz nieder, bis das Tedeum zu Ende ist. Dann beeilt sich ein päpstlicher, in schwarze spanische Tracht gekleideter Cameriere servante mit silbernem Stabe, die neucreirten Rothhüte an dem Ausgang der innern Schranken der Kapelle aufzustellen, um Gratulation und Bruderkuß von den hinausgehenden Cardinälen zu empfangen. Nachdem den Eminenzen von ihren Dienern die Schleppe in einen Scorpionenschwanz zusammengedreht worden, tritt einer nach dem andern heran und umarmt die neuen Collegen. Unendlich graciös sind ihre Handbewegungen, von schmelzender Freundlichkeit ihr Lächeln, während sie die glückwünschenden Worte flüstern, man sollte kaum glauben, daß so viel Haß, so viel giftige Bekämpfung, so viel schleichende Intrigue bei dieser liebenswürdigen Herzlichkeit möglich wäre.

Der höhere römische Priester zeigt sich hier im vollen Glanze. Was ihm sonst auch fehlen mag, sein Benehmen ist stets von hinreißender Anmuth, geistliche Salbung und weltmännische Gewandtheit mischen sich in ihm zu einem Etwas, welches auf die Meisten geradezu bezaubernd wirken muß.

Alle haben die Reihe passirt, ein jeder hat seinen Kuß, gewiß mit widersprechenden Empfindungen empfangen und ertheilt. Die Ceremonie ist zu Ende. Sie steigen in ihre Wagen, und über den kolossalen Platz vor St. Peter rollen die rothen goldverzierten Carossen von mächtigen schwarzen Hengsten gezogen, den öden Palästen zu. Der Abend aber bringt den feierlichen Act erst zum Abschluß, dann empfangen die Cardinäle die Glückwünsche des römischen Adels und der Gesandten. Bereits werden vor den Palästen einiger Nobiliten Pechpfannen aufgestellt, an den Kirchen, den öffentlichen Gebäuden, den Jesuitencollegien, dem Hause der Propaganda fidei Vorbereitungen zu umfassender Illumination getroffen. Eine Stunde nach Ave Maria leuchten die Lampen und Pechpfannen in voller Pracht.

Von den vier Cardinälen empfangen drei in den Räumen des Dominikanerklosters von Maria Sopra Minerva, Cardinal Pentini allein, der die glänzendste und zahlreichste Gesellschaft bei sich zu erwarten hatte, im Palazzo Pacca, unweit des Capitols. Dem Fremden, der einen anständigen Namen führt, einen Titel hat, vor allen Dingen aber sich des Besitzes einer Visiten-toilette erfreut, ist es erlaubt, an diesem Abend ohne weitere Anmeldung dem neucreirten Cardinal mit den Uebrigen seine Aufwartung zu machen, und kein Wißbegieriger versäumt diese Gelegenheit, die ganze vornehme römische Gesell-

schaft, die sich sonst selten öffentlich zeigt, einmal im vollen Glanze zu sehn. So machte ich mich denn auch mit einem Bekannten auf, und wir nahmen uns vor, Cardinal Pentini die Ehre unsrer Gegenwart zu schenken, da wir dort die interessanteste Gesellschaft zu finden hofften. Der Palast lag an einem kleinen, unregelmäßigen Plage, zu dem nur enge krumme Straßen führten. Schon auf dem Wege dahin sahen wir die Menge der Wagen immer wachsen und Queue machen. Wollten wir nicht eine Stunde warten, so mußten wir zu Fuße gehn und uns zwischen den Rädern und Pferdebeinen hindurch unsern Weg bahnen. So gelangten wir unter vielen Fährlichkeiten, getreten, überfahren, wenigstens mit Schmutz bespritzt zu werden, unter Fluchen, Toben und Rippenstößen verhältnißmäßig schnell zu dem Palast. Die rothen Carossen füllten den ganzen Hof. Auf dem Plage waren zwei Tribünen errichtet, von denen Musikbänden in die stille Nacht hineinschmetterten, neugieriges Volk sah zu und übertäubte den Lärm der Trompeten mit Schreien und Lachen. Auf der Treppe, die mit Blumen geschmückt war, ein fürchterliches Gedränge von rothuniformirten Offizieren, goldgestickten Diplomaten, Damen in Diamanten und Sammetkleidern, Priestern in rothen und violetten Strümpfen, galonirten Bedienten mit Wachskerzen. Stolze, fürstliche Namen wurden hinauf- und herabgerufen, dort verlangte einer nach seinem Wagen, der vielleicht drei Straßen weit entfernt war, dort eine Dame nach ihrem Ueberwurf, den Gott weiß wer hatte aufheben wollen, dort Einer nach seinem Hute, mit dem vielleicht ein Anderer schon vor einer Stunde weggegangen war. Mit Mühe arbeiteten wir uns empor, und gaben unsre Karten ab, worauf dann unsre Namen in grauvoller Verunstaltung von Mund zu Mund gerufen wurden, bis sie an das Ohr Sr. Eminenz gelangten. Endlich traten wir in den Saal. Cardinal Pentini stand an der Thüre. Statt der Sottana trug er einen schwarzen Taffetüberwurf, auf dem grauen Haar saß ein rothes Käppchen. Ein feines, bewegliches, altes Männchen, mit zarten sprechenden Zügen. Bald vertraulicher, bald kälter grüßt er die Hereinkommenden, drückt dem die Hand, winkt einem andern, blinzelt einem dritten zu, spricht bald scherzhaft, bald ernsthaft; er erfüllt die Pflichten des Wirths in ganz wunderbarer Weise, ausgenommen freilich, daß für materielle Bedürfnisse nicht die geringste Vorkehrung getroffen war.

Nachdem wir unsre Verbeugung gemacht, sehn wir uns im Saale um. Selten wird man wohl eine äußerlich glänzendere Gesellschaft finden, selten eine solche bunte Mischung der Farben, ein solches Meer von Diamanten, so viel strahlende Uniformen, soviel vornehme und berühmte Namen, so viel charakteristische, fremdartige Erscheinungen. Alle Nationen hatten ihr Theil hier vertreten. Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, Amerikaner, es war die kosmopolitischste Gesellschaft, die ich je gesehen.

Doch wir suchen uns zu orientiren. Der große Saal, in dem der Car-

dinal die Honneurs macht, ist fast ausschließlich mit Herrn gefüllt, oft in Gala-  
tracht; der schwarze Frack darunter nur in trauriger Vereinzelnung. Im zwei-  
ten Zimmer empfängt die Herzogin v. Sermoneta die Damen, sie thut es dem  
Cardinal zu Gefallen, der ein langjähriger Freund ihres Hauses ist. In den  
andern Gemächern mischt sich die Gesellschaft mehr durcheinander. Allgemein  
fallen die Engländerinnen auf durch die stolze Schönheit ihrer Gestalten, die  
blühende Frische ihrer Gesichter, sie schlagen die geschmackvoll gekleideten graziösen  
Französinen und die römische Damenwelt vollkommen aus dem Felde; denn die  
Aristokratie des Landes, die in stolzer Exklusivität nur unter einander heirathet,  
ist äußerlich, wie innerlich ziemlich verkommen, ihre Erscheinung meist dürrig  
und klein, wenn schon ihr Benehmen vornehm und fürstlich ist. Heute sind  
auch sie alle im höchsten Glanze erschienen, in den Haaren glänzen die kost-  
barsten Brillantdiademe, und gelbe, blaue, rothe Sammtroben, an denen  
übrigens die nicht immer sauberen Finger der Kammerzofen bemerkliche Spuren  
hinterlassen haben, bilden ein Gewirr von Hindernissen, durch welches sich hin-  
durch zu arbeiten nicht immer leicht ist. Schlicht und bürgerlich mischen sich  
darunter einige Gestalten in einfachen dunkeln Kleidern, meist deutsche Damen,  
die auch einmal diese Pracht haben ansehen wollen. In einem kleinen Hinter-  
gemache ist eine Pyramide von Dolchen, Pistolen, Messern u. d. g. aufgepflanzt,  
an deren einigen sogar die Etikette „vergiftet“ angebracht ist. Ein preussischer  
Offizier, der in schleswig-holsteinischen Diensten gestanden, äußerte den fecken  
Gedanken: am Ende sei der Herr Cardinal früher Brigant gewesen und habe  
diese Sammlung von Instrumenten seines ehemaligen Berufs als ein Zeichen  
aufgepflanzt, wie sich die Zeiten ändern können, und in der That, solche Ver-  
muthungen überschreiten die Sphäre der Möglichkeit durchaus nicht. Aber ein Herr,  
der neben uns stand, und diese deutsch geflüsterten Worte hörte, berichtete, daß  
Cardinal Pentini im Jahre 1848 die aufständischen Bewohner von Civita  
Vecchia beschwichtigt und sie vermocht habe, ihre Waffen ihm auszuliefern.  
Nun, da hatte Se. Eminenz Muth und Verstand gezeigt, und wir mögen ihm  
deshalb die kleine Genugthuung wohl gönnen.

In dem Gewühl fällt uns eine Gestalt in päpstlicher Kämmerlingsuniform auf.  
Man sieht dem Manne an, die ganze Gesellschaft behagt ihm nicht, und das  
glänzende Kleid ist ihm unbequem; unruhig springt er herum, sein Gesicht,  
sein ganzes Benehmen hat etwas Faunisches. Es ist Don Michel Angelo Caë-  
tani Herzog v. Sermoneta, der geistreichste und liberalste aller römischen Prin-  
zen, der erste Kenner Dantes, von dem er jedes Wort auswendig weiß. Er  
meidet sonst solche Zusammenkünfte, und nur seinem Freunde Pentini zu Liebe  
ist er heute mit seiner Familie gekommen; denn er haßt das ganze päpstliche  
Regiment aus tiefster Seele. Allgemein gefürchtet wegen seiner scharfen spitzigen  
Zunge, aber vorsichtig und misstrauisch, schüttet er nur Fremden gegenüber

mitunter seine Seele aus, und dann muß man in ihm den trauernden Patrioten verehren; denn tief und ungeheuchelt ist sein Schmerz über die Verkommenheit der römischen Verhältnisse und des römischen Volkes. Zu Thaten aber, oder auch nur zu energischer Rede, erhebt er sich so wenig wie die andern. Jener hochaufgeschossene, vornehm aussehende junge Mann, mit dem feingeformten Gesicht, ist sein Sohn erster Ehe, Don Dnorato Gaetani, seit seiner Mündigkeit Prinz von Teano. Ein merkwürdiges Naturspiel: in seinem dunkelblonden Haar schlängelt sich von der Stirn aus eine einzige weiße Locke. Sie ist sein größter Stolz; denn er ist der dreizehnte aus der alten Familie, der von Kind auf diese weiße Locke hat, sie ist ihm ein Zeugniß seines uralten Adels; so unvermischt und unverändert erhält sich diese Aristokratie! Man wird sich sagen müssen, daß unsre preußischen Junfergeschlechter gegen diese Familientraditionen und Familienerbstücke nichts aufzubringen vermögen.

Nicht weit von den Gaetanis steht eine junge geistreich aussehende Frau, um die sich die Geistlichkeit und die Offiziere sehr angelegentlich bemühen, die letzteren ziehn sehr bedeutend den Kürzern; denn in gesellschaftlicher Liebeshwürdigkeit sucht, wie schon angedeutet, der römische Priester seinen Meister. Die Dame ist die Tochter des Herzogs von Sermoneta, die junge Gräfin Lovatelli, deren Schwiegervater von der Revolutionspartei vor einigen Jahren ermordet wurde, als er auf die päpstliche Amnestie hin es wagte, aus der Verbannung nach Rom zurückzukehren. Sie ist für eine Italienerin hochgebildet, versteht sogar Deutsch, hat den Faust und Heines Dichtungen gelesen, besucht mit Fleiß und Eifer die Sitzungen des archäologischen Instituts, für dessen Verhandlungen sie sich sehr interessirt, und hat mit dem scharfen Verstande auch die witzige Zunge ihres Vaters geerbt. Dort stehen zwei Herrn miteinander im Gespräche, der eine ein Cardinal, mit rothem lächelnden Gesicht, welches seine Fülle reichlich genossenem bayrischen Biere zu verdanken scheint. Er ist der Cardinal Graf Reischach, der frühere Erzbischof von München, ein lebenslustiger, aber gelehrter Herr, ein gründlicher Kenner der christlichen Alterthümer, und nächst dem geistreichen Cavaliere de Rossi der unermülichste Forscher in den Tiefen der Katakomben, der scharfsinnigste Erklärer ihrer Malereien und Inschriften. Der andre ist eine hagre Schulmeistergestalt in violetter Tracht, der verblichene Taffelmantel hängt wie eine alte Schürze um seine Schultern, sein schielender Blick forschet unsicher über seine lange gebogene Nase hin und her, man möchte sich vor ihm fürchten; denn es ist die ausgeprägteste Gaunerphysiognomie. Unruhig und ungeschickt sind seine Bewegungen, mit anstoßender Zunge unterhält er sich in näselndem Französisch. Wir haben niemand geringeres als den Kriegeminister Sr. Heiligkeit, Monsignore Mérode vor uns, den Mann, dem General Goyon einst seine entgegengesetzte Ansicht in so schlagender Art beweisen wollte, den mächtigen Rivalen und Todfeind Antonellis,

dem er durch die Verhaftung seines Cavaliere servante, Fausti, — dem jetzt der Hochverrathsprozess gemacht worden ist, — eine so tödtliche Beleidigung zufügte, daß der Staatssecretär darauf und daran war, seinen Posten aufzugeben.

Doch da kommt er selbst, ein Flüstern geht durch die Versammlung, als Cardinal Antonelli eintritt, alle Fremden drängen sich, den merkwürdigen Mann zu sehen. Mag man mit ihm sympathisiren, oder nicht, er interessirt doch, und wäre es nur durch die wilde, trohige Energie, mit der er das faul und leck gewordene Schiff Petri durch die Strudel der staatlichen Umwälzungen zu lenken unternommen hat. Sein Gesicht trägt ein seltsam Gemisch von geistiger Kraft und materieller Rohheit, aus den tiefstliegenden, dunkeln Augen spricht ein reiches Innere, ja wir möchten sogar sagen, ein Anflug von Melancholie; aber auf den dicken wulstigen Lippen, dem starkknöchigen vorgeschobenen Unterkiefer liegt eine so wüste, brutale Sinnlichkeit, daß man aus dem Zwiespalt, was für einen Charakter man ihm eigentlich geben soll, nicht herauskommt. Der „Räubersohn von Sonino“ geht sehr vornehm mit der Ehre seiner Gegenwart, kaum daß er den Wirth und einige der Hauptpersönlichkeiten der Gesellschaft begrüßt hat, entfernt er sich wieder und kehrt zurück in die Räume des Vatican, wo er mit dem Papste unter einem Dach wohnt, obschon ihn Pius der Neunte von ganzem Herzen haßt. Wiederholt schon warf sich der heilige Vater der Partei Merodes in die Arme, und nur um Antonelli loszuwerden. Immer wieder mußte er dann die Versöhnung mit dem gewichtigen Manne suchen; denn keiner ist fähig, mit gleichem Geschick die auseinanderbröckelnden Bestandtheile des päpstlichen Staates zusammenzuhalten.

Neben Antonelli fesseln uns noch zwei andere Cardinalsgestalten, die erste, eine starke untersekte Figur, ein kluges, aber hochmüthiges Gesicht, auf dem schwarzen Taffetüberwurf ein blizender Brillantstern, schleicht schweigend herum, während sie mit den kleinen stechenden Augen aufmerksam beobachtet. Es ist der Cardinal von St. Andrea, ein Neapolitaner, bekannt als einer der freisinnigsten des Collegiums. Der andre, ein hoher, blühend schöner, noch junger Mann, umringt von einer Schaar von Engländerinnen, deren andächtige Ohren er mit allerlei Artigkeiten füllt, ist ein Nefte des Papstes, Cardinal Milefi. Das alte Lied: „Denn wer den Papst“ u. s. w. hat sich an diesem Herrn buchstäblich erfüllt.

Dort unterhält sich eben der österreichische Botschafter Baron Bach mit einem mageren, verkommen aussehenden Herrn in schmutzigem weißen Frack, welcher mit schwarzem Sammt und Goldstickerei verziert ist und die Uniform eines Ritters vom heiligen Grabe vorstellt. Der Urheber des Concordats mit seinen schlauen, forschenden Zügen ist der liebenswürdigste Mann der Welt und bei seinen kleinen Diners einer der geistvollsten Gesellschaftler, die man

finden kann. Eine zwerghaft kleine Dame, in hellem Damastfleide rauscht an ihnen vorüber, von beiden ehrfurchtsvoll gegrüßt; es ist die Fürstin Corsini, an der nichts bemerkenswerth ist als der Helm von Brillanten, der ihr Haupt bedeckt, und die sechzehnfache Perlenschnur, die wie ein Panzerkragen sich um ihre Schultern legt. Wer diese Frau besitzt, der hat wirklich einen Schatz.

Die Herzogin von Sermoneta, im andern Zimmer an der Thüre postirt, ist von Engländern umgeben, die in devotester Weise sich um sie bemühen. — Es ist merkwürdig, wie die politisch freieste Nation der Welt von dem Glanze eines adeligen Namens und bevorzugter geselliger Stellung geblendet wird und vor ihr sich bis zu einem Grade beugt, den man servil und unwürdig nennen muß. — Ein kurzer, dicker, jovial aussehender Herr in preussischer Generalsuniform tritt unter Verbeugungen auf die Herzogin zu, drei schlanke junge Männer folgen ihm; es ist der nach der Entfernung des unglücklichen Canig hierherberufene preussische Gesandte Generallv. Willisen mit den Attachés seiner Gesandtschaft. Kaum hat er die Dame begrüßt, als ein Herr in goldgestickter Uniform, den rothen Großcordon über der Schulter, sich seiner bemächtigt. Man würde unrecht thun, von seinem Gesicht auf sein Inneres zu schließen; denn wir haben den gelehrten Diplomaten Alfred von Neumont vor uns, der soeben den Italienern in einem katalogischen Werke alle Deutschen vorführte, die jemals über italienische Sprache, Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft geschrieben haben, und der sich in das Italienisch so eingewöhnt hat, daß die Academie in Florenz della Brusca ihn zu ihrem Mitglied ernannte.

Eine neue Erscheinung fesselt uns. Dieses magere Gesicht mit der stark hervortretenden Nase und mit langen, mähenartigen, theilweise schon ergrauten Haaren umsäumt, meinen wir schon zu kennen, und in der That, es ist niemand anders als Franz Liszt, der sich dormalen in Rom aufhält, wie man sagt, um seine schon seit Jahren schwebende Heirathsangelegenheit zu betreiben und, wie er selbst sich äußert, deutsche Musik und deutsche Musiker zu vergessen. In der That hat er den Künstler hier bei Seite geschoben, wenigstens öffentlich; in der Gesellschaft tritt er nur als Hofmann auf, und die vielen Orden, die seine Brust bedecken, kommen ihm bei dieser Rolle sehr zu statten. Noch immer ist er der erste Beherrscher des Flügels. Aber sein glänzendes Spiel zu hören, ist hartnäckig dem großen Publicum versagt geblieben; nur Se. Heiligkeit und deren Würdenträger nebst einigen vertrautesten Freunden würdigt er noch dieses Genusses. Sein vorzüglichster Umgang ist die hohe katholische Geistlichkeit, Cardinäle und Monsignori. Er scheint sein Ehrenfranziskanerthum durch die That bestätigen zu wollen; denn seine letzte Messe soll er bereits in der Kutte dirigirt haben. — Zwei Herrn bilden hier, wie überall sein Gefolge, der eine, ein junger, heftig aussehender Mann, ist der Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung in Rom,

welcher, einst preussischer Offizier, jetzt Novellenschreiber und fanatischer Ultramontaner ist. Der andre ein plattköpfiger, dickaufgeschwollener Priester aus Posen, der eben einen Proceß gegen seinen Bischof, welcher ihn eines lasciven Romans wegen suspendirte, am päpstlichen Hofe gewonnen hat und nun, da seine Verlegenheit zu Ende ist, ein lustiges Leben führt. Ein fideles, nach vieler Meinung nur zu fideles Gottesmann, dem es auf ein halb Duzend Zoten mehr oder weniger nicht ankommt, und über dessen sonstige Thätigkeit man zu seiner und seiner Freunde Ehre lieber schweigt.

Zwei Herren mit violettem Talar empfangen Liszt mit freundlichem Händedruck, der Eine eine stattliche Gestalt, ein mildes Gesicht mit freundlichen, liebevollen Augen, der Adonis des hohen Klerus, Monsignore Prospero, allgemein berühmt wegen seiner glänzenden Liebenswürdigkeit, der Andre eine kluge, glatte Beamtenerscheinung, der Oberceremonienmeister Sr. Heiligkeit Monsignore Pacca.

Eben wird der Name des Grafen Saldanha, des portugiesischen Gesandten, gemeldet. Eine würdige, kriegerische Erscheinung mit weißem Haar und Bart tritt herein, an seiner Seite seine Frau, eine Engländerin, mit dem Großcordon über ihrer rothen Damastrobe, seine jugendliche Tochter folgt ihm. Graf Saldanha ist der Gesandte, der am glänzendsten in Rom auftritt, die portugiesische Regierung, die den ehrgeizigen, einflußreichen Mann gern möglichst entfernt sehn wollte, mußte darauf bedacht sein, ihn fürstlich für seinen Posten auszustatten, damit er nicht so bald Gelüste zur Heimkehr bekäme, und ihr wieder gefährlich werde.

Mit dem Grafen zugleich ist die Gräfin Poli mit ihren Töchtern in den Saal getreten, alle in schwarz, die Gräfin eine hagere, leidenschaftlich aussehende Italienerin, das Haar in wilden, phantastischen Locken den Nacken herabwallend, fast wie eine Königin der Nacht anzusehen. Sie eilen auf zwei Damen zu, die Marchesa Pentini, die unverheirathete Schwester des Cardinals, die heute von den Ehren ihres Bruders ihr Theil mitgenießt, und ihre jugendlich blühende Nichte, ein schönes Mädchen, welchem die Huldigungen der jungen Männerwelt fast ausschließlich zufließen.

Doch wir hatten genug, schon begann der größere Theil der Versammelten sich zu entfernen. Es ist für die Geistlichkeit unpassend, bis spät in die Nacht hinein in Gesellschaft zu bleiben; zudem sind namentlich die Cardinäle alle meist alte, mehr oder weniger schwächliche Herren. Die Hitze war erstickend geworden. Alle suchten das Freie. Dasselbe Schreien, Rufen, Drängen und Stoßen auf der Treppe, dasselbe Durcheinander von Wagen und Pferden im Hofe, auf dem Plage und in den Straßen. Die Lichter der Illumination waren schon niedergebrannt, aber noch immer schmetterten die Trompeten auf den Tribünen vor dem Palaste. Mit verworrenen Empfindungen suchte ich

meine Wohnung, und im Traume selbst konnte ich diese seltsame Gesellschaft nicht vergessen. Glänzende Diplomaten, sporenklirrende Offiziere, so viele reichgeschmückte Frauengestalten, so viele vornehme und berühmte Menschen, und sie alle nur als Trabanten und Hofstaat einer gebrechlichen, verwelkten Priestergestalt! Es war wieder eins von den historischen Wundern Roms, die man nur in Rom schauen kann, über die man den Kopf schüttelt, und die doch existiren, wie sie schon über ein Jahrtausend existirt haben. C. B.

### Die Fortsetzung des deutschen Wörterbuchs

von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

Ueber den Fortgang dieses großen Nationalwerks veröffentlicht der Verleger, Herr S. Hirzel in Leipzig, Folgendes:

„Nach dem Tode von Jacob Grimm halte ich mich verpflichtet, um im voraus allen unbegründeten Befürchtungen zu begegnen, die schon beim ersten Erscheinen des Wörterbuchs von der Verlagshandlung abgegebene Erklärung zu wiederholen, daß das Werk unter allen Umständen zu Ende geführt werden wird, indem das Material vollständig geordnet vorhanden ist und nur der Ausarbeitung für den Druck bedarf. Mit dieser hatte Jacob Grimm für den Fall seines Todes zunächst Herrn Dr. Rudolf Hildebrand in Leipzig betraut, auf welchen er in der Vorrede zu den zwei ersten Bänden wiederholt als vollkommen zur Mitarbeit befähigt hinweist, und hatte ihm schon vor längerer Zeit das Material zu dem Buchstaben K zur selbständigen Bearbeitung übergeben, die auch bereits vollendet vorliegt.

Außerdem ist es mir gelungen, den durch sein eigenes deutsches Wörterbuch rühmlichst bekannten Herrn Professor Karl Weigand in Gießen, den Freund und Landsmann der Brüder Grimm, dessen unermüdlige fördernde Unterstützung des Wörterbuchs die Vorrede zum 2. Bande besonders hervorhebt, zur Fortführung und Vollendung des Unternehmens zu gewinnen.

Unter der Obhut dieser Männer und der, zum Theil schon zugesagten, Mitwirkung noch anderer auf diesem Felde bereits bewährter Gelehrten, wird der Druck des Wörterbuchs nach einer unvermeidlichen kurzen Pause, seinen sichern, ungestörten und bei vermehrter Mithülfe einen rascheren, als den bisherigen Verlauf nehmen.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.